

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 193

Posen, den 24. August 1929

3. Jahrg

ROMAN
VON
WOLFGANG MARKEN

UM
EVA
WILDES
ERBE

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Rache! Auch Sie tragen's in sich?“
„Ja, ich, die alte Frau! Sprechen wir nicht weiter darüber. Erzählen Sie mir von Ihrer Berufsarbeit, lieber Doktor.“
Ein qualvoller Zug trat auf sein Antlitz, aber sie schien es nicht zu bemerken.

„Ist die bildhübsche Krankenschwester — Miß Helen, die Sie mir damals sandten, noch im Witte-Hospital, Dr. Alvina?“

„Nein,“ sagte er und seine Stimme bebte. „Sie ist nicht mehr Krankenschwester. Sie ist meine Patientin.“

„Ist sie krank? Was fehlt ihr denn, Doktor?“

„Sie ist über dem Schrecklichen, das sie erlebte, wahnsinnig geworden, Mrs. Silver.“

Die alte Frau zuckte zusammen. Tränen traten in ihre Augen. Ihre Lippen zitterten.

Das reizende, gute Geschöpf? Um Gotteswillen, wie ist das gekommen?“

Der Arzt zögerte. Er wollte nicht sprechen, aber die grauen Frauenaugen zwangen ihn dazu.

„Mrs. Silver, ich will es Ihnen erzählen. Miß Helen heiratete und lebte fern der Großstadt einsam mit ihrem Gatten. Der hatte einen Todfeind und das war sein eigener Bruder. Eines Tages erschien er auf der Farm und zwei Tage darauf wurde der Gatte Helens mordslings erschossen. Der Bruder hielt Helen mit ihrem Kinde gefangen. Als sie einen Fluchtversuch unternahm, jagte ihr der verbrecherische Bruder mit seinen Cowboys hinterher. Und seitdem ist Helen wahnsinnig.“

„Großer Gott, kann ein Mensch so schlecht sein?“

Der Arzt fuhr fort. „Wir fanden Frau Helen allein in der Farm mit einer schwarzen Pflegerin. Und von dem Kinde fanden wir keine Spur. In Frisko haben wir den Schurken gestellt. Er leugnet ab, seinen Bruder erschossen zu haben. Von dem Kinde will er nichts wissen.“

Die alte Frau war erschüttert. „Das Kind verschwunden. — Wie alt war es, Doktor?“

„Ein reichliches Jahr. Ein hilfloses, süßes Ding — und wer weiß, wo es verscharrt worden ist.“
Erschöpft lehnte er an der Säule.

„Wenn sie nach dem Kinde schreit,“ fuhr er fort, „das ist so qualvoll, daß es einem die Seele aus dem Leibe reißen will. Es ist wie das Wimmern eines Kindes, das verlassen ist. Meine stärksten Pflegerinnen können den furchtbaren Jammer nicht mit ansehen und anhören.“

Die Frau im Silberhaar atmete schwer.

„Und wer hat dieses maßlose Elend herausbeschworen?“
Ein kurzes Zögern, dann kam's stoßweise heraus: „Allan Wilde!“

Die Veränderung, die im Antlitz der alten Dame vor sich ging, war furchtbar. Die Augen traten fast aus den Höhlen; furchtbarster Zorn schien in ihnen zu flammen.

„Sagen Sie den Namen noch einmal!“ flüsterte sie und ihre Hände krampften sich in seinen Arm.

„Allan Wilde!“

Mrs. Silver sank in einen Sessel. Lange Zeit saß sie apathisch da. Als sie wieder zu sprechen begann, klang ihre Stimme völlig verändert.

„Und was werden Sie jetzt tun, Mr. Alving?“

„Mr. Carrington hat die Sache in den Händen und ich helfe ihm, so gut ich es vermag. Er hat beim Generalstaatsanwalt Klage gegen Allan erhoben —“

— — — und?“

„Der Generalstaatsanwalt entspricht der Klage.“

„Gottlob!“ Befriedigung war in dem Wort.

„Aber bis zur Verurteilung ist ein weiter Weg. Der Generalstaatsanwalt ist selbst skeptisch. Carrington ist bemüht, noch neue Zeugen heranzuholen. Ich habe ihm dazu mein ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt.“

„Würden Sie Mr. Carrington morgen einmal zu mir senden?“

„Gern!“ sagte der Arzt verwundert. Eine Frage nach dem „Warum“ lag ihm auf den Zügen, aber er schwieg.

Plötzlich sahen sie, wie ein Diener bestürzt zu Mr. Allan Wilde trat und ihm etwas zuflüsterte.

Der Millionär schien zu erschrecken, dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

Völlig ruhig folgte er dem Diener.

Mrs. Silver sah, wie sich das blasse Antlitz des Arztes vor Aufregung rötete.

„Glauben Sie, daß . . .“

„Ja, Mrs. Silver. Ich glaube, daß der Generalstaatsanwalt seine Pflicht tut und Allan Wilde verhaftet.“

Und es war so.

Nach einigen Minuten erschien der Hausmeister und teilte den Gästen mit, daß der Abend abgebrochen werden müsse, da Mr. Wilde vom Generalstaatsanwalt auf eine Anklage hin verhaftet worden sei. Der Irrtum werde sich gewiß bald aufklären. Mr. Wilde läche dem Hausmeister eine dankbare Ruhe entgegen und zweifle nicht an seiner glänzenden Rehabilitierung.

Unter den Gästen entstand eine Panik. Alles stürmte nach den Garderoben. Die Diener schwitzten.

Dr. Alving wollte sich den Davonstürmenden anschließen, doch Mrs. Silver hielt ihn am Arme fest. Flüsterte ihm zu.

„Nützen Sie die Gelegenheit. Kommen Sie, Doktor. Ich will mit Ihnen zusammen nach Allans Arbeitszimmer. Vielleicht finden wir etwas, was ihn aufs Schärfste belastet. Einen Beweis, daß er das Kind raubte.“

Einen Augenblick lang war Widerstand in ihm. Dann aber sagte er sich, daß es um das Recht ging, dachte an Helen.

Sie schritten durch den Saal, ohne, daß es einer der Davondrängenden merkte. Mrs. Silver öffnete eine kleine Tür, die dem Auge des flüchtigen Beschauers entging.

Sie schlüpfen durch die kleine Tür und standen auf einem schmalen Korridor. Der Läufer dämpfte ihre Schritte bis zur Unhörbarkeit.

Nach wenigen Schritten klinkte Mrs. Silver eine Tür auf. Horchte einen Augenblick.

Nichts rührte sich.

Vorsichtig traten sie ein und standen im Schlafzimmer Allans. Mit erlebener, schier blendender Pracht war es ausgestattet. Das zeigte ihnen das Licht, das sie aufflammen ließen.

Mit dem Arbeitszimmer war es direkt verbunden, nur eine Portiere trennte es von dem Gemach.

Mit unhörbaren leisen Schritten traten sie zur Portiere. Vorsichtig spähte der Arzt ins Arbeitszimmer.

Es war leer, dunkel. Er riß die Portiere zurück und trat mit der Kerze von Allans Nachttisch ins Zimmer.

Mrs. Silver riß die Portiere am Fenster herunter, daß kein Lichtstrahl hinausdränge.

Dann traten sie zum Schreibtisch. Sie hatten Glück, denn der Schlüssel steckte. Abscheinend hatte sich Allan sehr sicher gefühlt.

Die alte Frau riß die Kästen auf. Suchte, bis sie endlich einen leisen Schrei ausstieß.

Im oberen Fach hatte sie beim Blättern unter den Papieren an einen steinadelkopf großen Stift gestoßen, der das Geheimfach öffnete.

Ein kleiner Stoß Briefe lag zusammengebunden darin. Sie riß das Bündel auf. Schwer atmete sie. Nahm die Briefe und warf sie in den Kamin.

Sie nahm das Licht und zündete die Briefe an.
Nach wenigen Augenblicken war alles Asche.
Ein Glücksgefühl ohnegleichen lag auf dem Antlitz der alten Frau.

„Berzählen Sie, Doktor, daß ich jetzt einmal an mich gedacht habe. Lassen Sie uns weitersuchen.“

Jedes Fach durchwühlten sie.

Nichts, nichts war zu finden, das über das Kind einen Anhaltspunkt geben könnte.

„Es ist Zeit,“ sagte Mrs. Silver. Sie verschlossen den Schreibtisch ordnungsgemäß und traten den Rückweg an.

Als sie wieder auf dem halbdunklen Korridor standen, war Totenstille um sie.

Behutsam öffnete Dr. Alving die kleine Tür.

Der Saal war noch erleuchtet, aber kein Mensch weilte in ihm.

Als sie dann durch den Saal das Haus verließen — der Diener hatte ihnen mit verwunderten Blicken die Garderobe gereicht — da schritten sie an dem Hausmeister vorbei, dem eleganten, wie ein Lebemann anmutenden Herrn Morton. Verwundert richtete er seine tückischen Augen auf das Paar.

„Mrs. Silver kommen recht spät!“ sagte er höhnisch.

Die weißhaarige Dame lächelte fein und sagte voll beißendem Spott: „Mr. Morton werden gut tun, sich nach einer anderen Stellung umzusehen. Zum Galgen braucht Allan Wilde keinen Diener.“

„Mr. Wilde wird in kurzer Zeit wieder entlassen sein.“

„Nicht so zuversichtlich, mein ehrenwerter Morton. Allan Wilde hat viel Gold. Auf mein Erbe hat er bis heute noch gerechnet. Heute mach' ich das Testament ungültig.“

„Das können Mrs. Silver nicht.“

Unendlich höhnisch klang die Antwort, daß den Arzt förmlich fror.

Die Kette ist vom Bein, Morton. Der Kamin in Mr. ...

Sie ergriff des Arztes Arm und schritt an dem Hausmeister, der fassungslos da stand, vorüber, ohne ihn eines weiteren Wortes oder Blickes zu würdigen.

Als Dr. Alving dem Detektiv sein Erlebnis berichtete, da schüttelte ihm Carrington herzlich die Hand.

„Sehen Sie, Doktor, wie gut es war? Meine Nase hat mich nicht betrogen.“

Alving nickte. „Gesunden haben wir aber nichts, kein Zeichen, daß das Kind noch lebt.“

Allan ist vorsichtig. Wertvoll für uns ist, daß wir in Mrs. Silver eine gute Bundesgenossin gefunden haben. Sie war durch ihren Gatten mit dem alten Wilde stark befreundet und scheint durch irgend etwas, mag's sein, was es will, in Abhängigkeit von Allan Wilde gekommen zu sein. Jedenfalls werde ich sie heute besuchen.“

Carrington wurde von Mrs. Silver sofort empfangen. Die alte Frau sah sehr müde und abgespant aus. Als sie aber Carrington gegenüber saß, wurden ihre Züge energievoll und straff.

„Mr. Carrington, ich danke Ihnen, daß Sie so rasch sind. Es geht mit einer alten Frau manchmal rasch.“

„Mrs. Silver sehen gesund und wohl aus.“

„Aber ich bin es nicht! Es ist nicht wahr, Mr. Carrington, die Aufregung des gefrigen Tages hat mich spüren lassen, daß das Tor des Todes nicht allzu ferne sich befindet. Kommen wir zur Sache.“

Carrington sah der alten Frau ins Auge und wartete. Nach kurzer Sammlung begann sie.

„Dr. Alving hat mir Helen Wildes Geschichte erzählt. Ich kannte Helen und schätzte sie, und mich haben Dr. Alvings Worte ins Innerste getroffen. Auch um deswillen, weil es sich um eine Schurkentat Allan Wildes handelt. Mein letztes Kind ward auch ein Opfer dieses Mannes. Er handelte an ihr, wie es der ärgste Schuft nicht getan hätte. Nur so, daß mir das Gesetz kein Mittel zur Rache gab. Und ich war durch meines Gatten Schuld in Allans Hand.“

Nach einer Pause fuhr sie fort.

„Mein Gatte hat damals bei der großen Petroleum-Lieferung — sagen wir es offen — betrogen. Wie sie es alle getan haben. Und Allan hatte jene Briefe im Besitz, die mir eine nachträgliche Konfiszierung meines Vermögens durch den Staat bringen konnten. Vielleicht war ich feig, daß ich's damals nicht darauf ankommen ließ. Wie dem auch sei, ich habe die Papiere restlos vernichten können. Nur meine Rache läßt mich noch nicht schlafen.“

„Wenn einer Sie versteht, dann bin ich es, Mrs. Silver. Ich weiß, was hassen heißt.“

Berriediuno aliti über das Antlitz der Frau. „Ich weiß

es, Mr. Carrington. Sie sollen mein Helfer sein. Unsere Rache ist eine gleiche. Ich weiß, Sie werden es schwer haben in dem Kampfe gegen Allan Wilde. Er hat Riesensummen zur Bestechung. Aber Geld gegen Geld. Mein volles Vermögen stelle ich Ihnen, Mr. Carrington, zur Verfügung, heute noch erhalten Sie Bankvollmacht.“

Carrington war ganz verwirrt.

„Nur — suchen Sie nach mehr Zeugen! Suchen Sie nach dem Kinde! Ich kann mir nicht denken, daß er es beiseite geschafft hat. Allan soll nie das Erbe seines Bruders besitzen, wenn die Geschworenen doch die Schuldfrage verneinen.“

Der Detektiv sah die alte Frau lange an.

„Wie Sie Allan Wilde hassen müssen!“

„Ja,“ sagte sie mit starren Augen, „er hat mich zehn Jahre gequält und mein letztes Kind ist durch ihn gestorben. Ich kann nur noch hassen.“

Carrington stand auf und reichte Mrs. Silver die Hand, drückte sie herzlich und respektvoll.

„Ich danke Ihnen, Mrs. Silver, meine Aufgabe ist mein Leben.“

„Das weiß ich, Mr. Carrington, drum habe ich unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen.“

Am Nachmittag begab sich Carrington zur Bank von San Francisco, wo er seine Unterschrift abgab und alle mit der Verfügungsvollmacht in Verbindung stehenden Formalitäten erledigte.

9.

James Bertinag war Angestellter der kalifornischen Eisenbahn. Das heißt, er saß auf einem vorgeschobenen Posten in einem festunasähnlichen Blockhaus in der Brärie.

Er war alles in einem. Streckenwärter, Stationsvorstand, Telegraphist und, wenn es darauf ankam, auch Verteidiger seiner kleinen Festung, denn die Indianer hielten damals noch nicht recht Ruhe. Mancher Angriff auf Schienen und Feuerroß und Station fand statt.

James Bertinag hatte sich ganz gut eingewöhnt. Er war ein großer, starker Burche, vielleicht dreißig Jahre alt, der seit seinem zwanzigsten Lebensjahre durch die amerikanische Welt vagabundierte.

In Astoria, so hieß die der Blockstelle am nächsten liegende Stadt, was heißt Stadt, es waren vielleicht vierhundert Menschen an einem Flecke, aber das genügte in Californien schon zu der Bezeichnung Stadt.

In Astoria hatte er zum ersten Male den Trieb in sich verspürt, festhaft zu sein, und als ihn der Vorsteher des Bahnhofes fragte, ob er nicht Angestellter der Bahn werden wolle da hatte er nicht lange überlegt.

„Muß aber gleich sein!“ sagte der Vorsteher.

„Ist mir recht, lernt mich an!“

„Gibt's nichts zu lernen. Der Zug hält alleine, und das übrige bißchen Kram lernt Ihr zwischen zwei Whiskys. Hauptsache ist: Ihr könnt mit Eurem Schießprügel, der dort so grazios an der Wand hängt, umgehen. Indsmien werden Euch ab und zu Besuch abstaften.“

„Ist recht,“ sagte er gleichgültig. „Ich bin für Abwechslung.“

Das Wort gefiel dem Vorstand. Er musterte ihn noch einmal verstoßen. War ein Kerl, wie aus Eisen, der paßte für die Haltestelle. Sein Vorgänger war an einem Indianerpfeil vor knapp einer Woche gestorben.

„Ihr müßt nur noch telegraphieren lernen!“

James sah den Vorstand erstaunt an und kratzte sich hinter den Ohren.

„Hol's der Teufel, Master,“ sagte er ehrlich, „dar derg Telegraphieren habe ich Dampf. Denk' mir's verteuftelt schwer.“

„Ist nicht arg. Das lernt Euch meine Tochter. Wie heißt Ihr eigentlich?“

„James Bertinag!“

„James Bertinag? Romischer Name. Rar hierzulande. Seid Ihr von drüben?“

James nickte. „Ja, vor elf Jahren bin ich ausgetrieben. Hielt's nicht mehr aus. Wollte frische Luft um die Ohren haben. Bei Gott, die ist mir auch um die Ohren gepfiffen.“

„Manchmal wohl auch ein bißchen bleiern?“ fragte der Vorstand und deutete auf die Schuhnarbe auf der rechten Wange.

„Auch das, Master.“

„Was seid Ihr für ein Landsmann?“

„Luxemburger?“

Der Vorstand schüttelte den Kopf. „Von dem Lande habe ich noch nie etwas gehört.“

„Glaub's wohl, ist ziemlich klein. Liegt zwischen Deutschland und Frankreich. So bin ich denn so ein halber Franzose und ein halber Deutscher.“

(Fortsetzung folgt.)

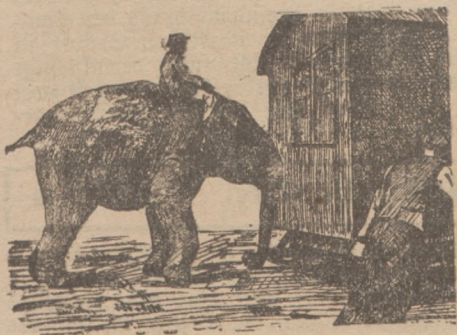
Der Elefant als Arbeitstier und Zirkuskünstler.

Der Anblick eines gezähmten Elefanten, der, nur durch Zurufe des Führers gelenkt, die schwersten Arbeiten mit stets gleichbleibender Ruhe und Gelassenheit ausführt oder gar in der Arena Proben seiner Gelehrigkeit und Gewandtheit gibt, übt auf jeden Menschen eine überaus starke und anziehende Wirkung aus. Unwillkürlich tritt dabei aber auch die Frage auf, wie es möglich ist, daß das stärkste und größte unter den heute lebenden Tieren dem Willen des Menschen so gefügig gemacht werden kann, eine Tatsache.



die um so wunderbarer erscheint, wenn man bedenkt, daß fast ausnahmslos jeder Elefant erst wild gefangen werden muß, da eine planmäßige Zucht, wie wir sie bei unseren Haustieren kennen, beim Elefanten so gut wie ausgeschlossen ist. Schon das Einfangen des Urwaldriesen erfordert viel Gewandtheit, Mut und — Geduld.

Von den vielen Arten des Elefantenfanges sei hier nur das Fangen mittels Fallgruben erwähnt, eine Methode, die von den Tierfängern Karl Hagenbeds auf den großen Sunda-Inseln mit gutem Erfolg angewendet wird. Hierbei wird die Verwendung von gezähmten Elefanten und das sonst unvermeidliche Massenaufgebot von Treibern usw. überflüssig, dafür aber werden an die Umsicht, die Sachkenntnis und den Mut des einzelnen um so höhere Anforderungen gestellt. Der Vorgang bei diesem Fang ist kurz der, daß an geeigneten, vorher genau ausgekundschafeten Stellen der Größe des Elefanten entsprechende Fallgruben ausgehoben und mit Aesten, Blattwerk, Erde u. a.



werden. Gerät ein Elefant in solch eine Fallgrube, so ist die nächste Aufgabe des Tierfängers, den Elefanten mit Hilfe von Lauen an entsprechend starken Baumstämmen zu verankern, worauf die Aushebung des oft 60 bis 80 Zentner schweren Tieres beginnt.

Die Aushebung erfolgt damit, daß die Fanggrube nach und nach zugeschüttet wird, wodurch der Standort des Elefanten sich allmählich erhöht, bis das Tier schließlich der Grube entfliehen kann. Steht der Elefant dann endlich auf der Oberfläche, so beginnt für den Tierfänger die nicht minder schwierige Aufgabe des Beruhigens und Zähmens, denn es ist selbstverständlich, daß ein derart gefangenes Tier sich nicht kampfflos in sein Schicksal fügt. Je nach der Veranlagung des einzelnen Tieres gebärdet es sich denn auch zunächst mehr oder weniger wild, und es gehört neben der genauen Kenntnis der Eigenarten des Elefanten eine schier engelsmäßige Geduld dazu, ihn so weit zu beruhigen, daß an seinen Abtransport nach dem Fangdepot gedacht werden kann.

Im Einfangen, Abrichten und Pflegen der Elefanten zeigen die Inder, die sog. „Kornats“ oder „Mahouts“, ganz besonderes Geschick, das sich durch Vererbung dieses Berufes durch Generationen zu einer wahren Kunst entwickelt hat.

Die gute Pflege und verständnisvolle Behandlung, die der indische Elefant genießt, mag nicht zuletzt die Ursache dafür sein, daß er sich gutwilliger und intelligenter zeigt als sein afrikanischer Verwandter, der Fihl, der wegen seiner wertvollen Stoßzähne sowohl von Seiten der Eingeborenen als auch der Europäer einer schonungslosen Verfolgung ausgesetzt ist.



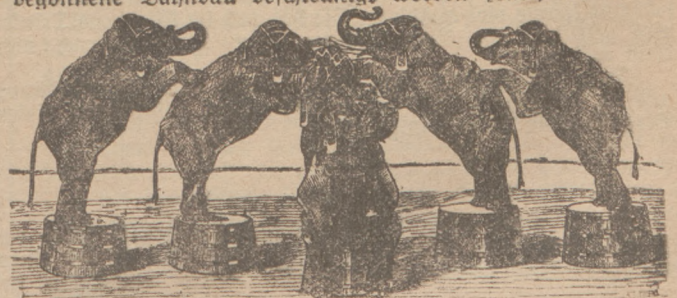
Jedoch abgesehen von der höher entwickelten Intelligenz und der geringeren Bösartigkeit erfreut sich der indische Elefant auch wegen seiner Schönheit größerer Beliebtheit, und zwar werden in dieser Beziehung in Indien die Insel Elefanten wiederum den Festlandelefanten vorgezogen. Der Inder, der doch für den besten Kenner des Elefanten gehalten werden muß, geht sogar so weit, den Gang schöner Frauen mit dem der Elefanten zu vergleichen, wie denn überhaupt der Elefant in Indien die größte Verehrung genießt und als Symbol der Keuschheit gilt.

Zur Arbeit wird der Elefant mit Vorliebe dort herangezogen, wo es sich darum handelt, schwere Lasten zu bewegen, wie z. B. bei Eisenbahnbauten, bei denen er die Schwellen und Schienen zuträgt. Geleitet wird der Arbeitselefant dabei hauptsächlich durch Zurufe seines Führers. Wie bei uns etwa das Pferd durch „Sit“ und „Halt“ angetrieben wird, so hat auch der Inder bestimmte Kommandos für die Arbeit des Elefanten. Soll er z. B. einen Wagen oder einen Baumstamm mit dem Kopfe vorwärts rollen, so heißt es „purrah“, soll er ziehen „da-ha“, rückwärts treten „teket“ usw.

Während der Brunstperiode wird der sonst sanftmütige Elefant unruhig und unberechenbar und sogar seinem Pfleger, an dem er sonst mit großer Liebe hängt, gefährlich. In Indien kommt es vor, daß Arbeitselefanten in dieser Zeit nachts heimlich ihre Stallungen verlassen, sich oft Kilometerweit in das dichteste Dschungelbüschel begeben, um erst am Morgen, zwar völlig erschöpft, jedoch friedlich an ihrer Arbeitsstätte wieder zu erscheinen.

Besonders beliebt sind die Elefanten als Schaustücke für zoologische Gärten oder Objekte für die Zirkusdressur. Als Zirkuskünstler überraschen sie durch eine Gewandtheit und Beweglichkeit, die man den auf den ersten Blick so unbeholfen erscheinenden Tieren gar nicht zutraut. Die Geschicklichkeitsproben, die die Elefanten in der Arena zeigen, sind sehr mannigfacher Art. Sie erheben sich auf die Hinter- oder Vorderbeine, sitzen, drehen sich auf einem Fuß, das kaum Raum genug für die mächtigen Füße gibt, bilden schöne Gruppen und vieles mehr. Karl Hagenbed, der Hunderte von Elefanten eingeführt hat, hat neben Elefanten, in gemeinamer Arbeit mit anderen Tieren, sogar schon radfahrende Elefanten gezeigt.

Ein Vorfall, der beim Bau einer Eisenbahn an der russisch-indischen Grenze beobachtet wurde, bestätigt die Vermutung, daß der Elefant ein ausgesprochenes Gefühl für die Zeit haben muß. Als nämlich infolge einer drohenden politischen Spannung zwischen England und Sowjetrußland der begonnene Bahnbau beschleunigt werden sollte, waren die



Elefanten für die Ueberstunden nicht zu haben, gingen vielmehr nach Ablauf der sonst üblichen Arbeitszeit einfach zur Spielerei über. Die in der Tierwelt einzig dastehende Erscheinung des Elefanten, die wie der letzte Rest einer längst verschwundenen Epoche der Erdentwicklung anmutet, bringt es mit sich, daß der Aberglaube der Eingeborenen ihm allenthalben Eigenschaften andichtet, und zwar gilt der Elefant durchweg als Bringer des Glücks. Das Elefantenhaar, zum Teil in Gold gefaßt, wird gern als Amulett getragen, und auch die aus Elfenbein oder Ebenholz geschnittenen kleinen Elefanten gelten als Glückssymbol. Weiße Elefanten genießen in Siam sogar göttliche Verehrung.

Ein heiteres Erlebnis.

Von einem alten Posener.

Ich habe zirka 40 Jahre in einer kleinen Stadt der Provinz Posen gelebt. Nach meiner Verheiratung hatte ich die große Ehre, von der Bürgerschaft einstimmig zum Stadtverordneten gewählt zu werden. Ein sehr angenehmes Amt in einer Stadt von zirka 3000 Einwohnern.

Nach jeder Sitzung mit einer sehr reichlichen Tagesordnung, die schon so vorbereitet war, daß die Väter der Stadt nur „ja“ zu sagen brauchten, ging es regelmäßig zu einer noch schwereren Sitzung, da die Reden durch das viele und aufregende Debattieren sehr ausgetrocknet waren. Es wurde abwechselnd bei einem anderen Restaurateur gekneipt, damit nur keine Streitigkeiten entstanden. Es sollte Frieden im Städtel herrschen. Das war protokollarisch festgesetzt.

Zum Pfingstschützenfest wurden von der Gilde Magistrat und die Stadtverordneten zur Schützenkönigsfeier eingeladen, und mit Musik ging es nach dem Schießplatz. Dort waren Karussells, Schießbuden, Würfelbuden mit Pfefferkuchen, Glas und Porzellan aufgestellt, und Abnormitäten aus allen fünf Erdteilen waren zu sehen. Am meisten bewundert wurde Pepita mit ihren 300 Pfund; sie war in Ungarn gemästet worden. Von dort kommen auch die fetten Schweine. Das halbe Städtchen, alt und jung, war auf den Beinen. Ein Fest, auf das man sich das ganze Jahr schon freute.

Magistrat und Stadtverordnete hatten je drei Ehrenschnüß abzugeben, die zum größten Teil bei der Scheibe vorbeisauften. Mir war das große Glück beschieden, beim dritten Schuß ins Zentrum zu treffen. Auf Kommando gab es von der vier Mann großen Kapelle einen kräftigen harmonisch abgestimmten Tusch, und nun hieß es, die Brüder mit Bier, Schnaps und Zigaretten traktieren; für Magistrat, Stadtverordnete, Schützenkönig und Schützenhauptmann gab es an einem besondern Tisch Wein.

Es ging lustig her; alle waren schon stark angeheitert, manche lagen schon unter dem Tisch, da erhebt sich der Herr Bürgermeister und spricht mit zitternder Stimme: Ich habe mit euch schon viele Schützenfeste gefeiert, aber noch nie war eine so heitere und gemüthliche Stimmung vorhanden wie heute, und wem haben wir das zu verdanken? Unserem verehrten neuen Stadtverordneten, den Ihr einstimmig gewählt habt, und der das erste Mal unter uns weilte. Daß er auch so gut schießen kann, das wußten wir nicht, und er selbst auch nicht.

Doch ich muß euch verraten: Unser neuer Stadtverordneter hat ebenso schlecht geschossen wie wir alle; seine Schnüß gingen sogar noch weiter nach rechts und links. Wir hatten schon vorher vereinbart, ihm diesen Schuß anzudichten, um ihn beim Zusammensein in größerem Kreise einmal hoch zu nehmen. Also, lieber Kollege, nehmen Sie uns diesen Scherz nicht weiter übel; es war gut gemeint.

Unser jüngster Stadtverordneter soll leben hoch! hoch! hoch! Meine Gegenrede: Sehr geehrter Herr Bürgermeister, meine lieben Mitbürger! Zunächst danke ich dem Vorstande der alten Schützengilde für die Einladung. Es ist mir eine große Ehre, in Ihrer Mitte weilen zu können. Daß ich kein guter Schütze bin, weiß ich; doch ein Zufall hätte die Kugel doch ins Zentrum führen können; schließlich findet eine blinde Henne auch einmal ein Korn. Ich verziere Ihnen allen, daß ich mich über diesen Spaß sehr amüsiere, und daß ich, so lange ich lebe, mit vieler Freude daran denken werde. Ein dreifaches Hoch unserem Herrn Bürgermeister und allen Anwesenden! Die Kapelle setzte kräftig ein, und nun ging das Saufen von frischem los.

Was dem Abend noch die Krone aufsetzte: Pepita wurde in ihrem durchsichtigen Kostüm mit Musik von einigen Brüdern in den Saal gebracht, und wir hatten Gelegenheit, sie gründlich kennen zu lernen; sie war noch jung, hatte ein interessantes Gesicht und konnte viel erzählen. Sie hat auch im Essen und Trinken viel geleistet, ihr Magen schien ihrem Umfange nach nicht klein zu sein.

Das war für mich eine teure Sitzung ohne Tagesordnung, und ich denke noch heute bei meinen achtzig Jahren mit vielem Vergnügen an diesen lustigen Tag.

Wird meine Ehe glücklich?

Die Statistik erfährt heutzutage alles. Weshalb sollte das Eheglück dabei eine Ausnahme machen? Letztlich ist von einem Neuyorker Seelenforscher an rund 200 Damen und Herren der

ersten Gesellschaftskreise die Anfrage gerichtet worden, wie sie sich auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen zu der Frage des Eheglücks stellen, ob es nach ihrer Auffassung ein vollkommenes Eheglück überhaupt gibt, und welche Einflüsse sie für die Erreichung und Forterbaltung einer glücklichen Ehegemeinschaft von ausschlaggebender Bedeutung halten. Das Interessanteste am Ergebnis dieser Umfrage ist, daß sich ein Achtel aller Antworten sehr günstig für die Möglichkeit eines reichlich vollkommenen Eheglücks ausdrückt, während ein weiteres Achtel der Einsender erklärt, sich in der Ehe „ziemlich glücklich“ zu fühlen. Der amerikanische Psychologe bezeichnet das Resultat als um so beachtenswerter, da sämtliche Einsender Gesellschaftskreisen beizurechnen sind, in denen man die Auffassung von Glück und seelischer Harmonie weit strengere Maßstäbe anlege, als in den Kreisen des einfachen Volkes. Daraus sei logischerweise der Schluß zu ziehen, daß beim Durchschnittsmenschen das Ergebnis noch weit günstiger sein müsse, daß also dort die Zahl der glücklichen und ziemlich glücklichen Ehen wesentlich über 50 Prozent liegen müsse. Hoffentlich wird die Arbeit des Statistikers nun dadurch gekrönt, daß recht bald die Junggesellen in hellen Haufen zum Standesamt rennen.

Die Verteilungsregelung im Rundfunk.

Am 30. Juni tritt im Rundfunk endgültig die neue Wellenverteilung nach den Beschlüssen der Prager Funkkonferenz in Kraft. Die deutschen Hauptsender werden vom 30. Juni ab auf folgenden Wellen betrieben:

183,5 Kilohertz 1635 Meter Deutschlandsender, 563 Kilohertz 533 Meter München, 635 Kilohertz 473 Meter Langenberg, 716 Kilohertz 418 Meter Berlin, 770 Kilohertz 390 Meter Frankfurt a. Main, 806 Kilohertz 372 Meter Hamburg, 833 Kilohertz 360 Meter Stuttgart, 923 Kilohertz 325 Meter Gleiwitz, 1085 Kilohertz 276 Meter Königsberg i. Pr., 1157 Kilohertz 259 Meter Leipzig, 1184 Kilohertz 253 Meter Breslau, 1256 Kilohertz 239 Meter Nürnberg, 1319 Kilohertz 227 Meter Köln.

Für die deutschen Zwischensender sind folgende Wellen vorgesehen:

527 Kilohertz 572 Meter Freiburg i. Br., 586 Kilohertz 560 Meter Augsburg-Hannover, 662 Kilohertz 453 Meter Aachen-Danzig, 887 Kilohertz 339 Meter Bremen, 941 Kilohertz 319 Meter Dresden, 1058 Kilohertz 283 Meter Berlin O, Stettin, Magdeburg, 1112 Kilohertz 270 Meter Kaiserslautern, 1220 Kilohertz 246 Meter Kiel, Kassel, 1283 Kilohertz 234 Meter Münster i. Westf., 1373 Kilohertz 218 Meter Flensburg.

Wie ersichtlich, ist es bei der Verteilung der Einzelwellen möglich gewesen, den Deutschlandsender sowie die Sender München, Langenberg, Gleiwitz, Königsberg i. Pr. und Nürnberg annähernd auf ihren bisherigen Wellen zu lassen. Die Verlegung des Berliner Senders aus seiner Nähe von Langenberg entspricht einem dringenden Bedürfnis. Berlin ist damit auch dem Einfluß von Darenty entzogen, der künftig auf Welle 752 Kilohertz 399 Meter erscheinen wird und somit auch von Langenberg abgerückt ist. Mit der Aenderung der Leipziger Welle ist der Vorteil verbunden, daß die zur Zeit bestehende starke Beeinträchtigung des Empfangs dieses Senders durch einen ausländischen Sender in Wegfall kommt. Für Breslau und Köln muß berücksichtigt werden, daß in den betreffenden Sendebereichen zur Zeit zwei Einzelwellen liegen, von denen eine mit erhöhter Sendeleistung betrieben wird.

Fröhliche Ecke.

Auch ein Trost. Der bekannte sächsische Humorist Hans Reimann saß neulich im Café Schilling am Kurfürstendamm in Berlin. Er sann gerade angestrengt über eine neue Leipziger Witzserie nach, als ein junger Mann, ein kleiner Kollege des großen Hans, mit allen Zeichen innerer Erregung auf seinen Tisch zustürzte.

„Gut, daß ich Sie treffe, Herr Reimann,“ sprudelte er, „Sie ahnen ja gar nicht, was mir eben passiert ist.“

„Was gibt es denn, mein Guter?“ fragte Reimann geruhig.

„Denken Sie sich,“ keuchte der junge Mann, „man hat mir eben im Romanischen Café ein paar heruntergehauen!“

„Na und?“ sagte Reimann, „haben Sie denn Zeugen?“

„Nein, leider nicht, das ist es ja eben,“ stöhnte der Pegasus-Sonntagsreiter. Da lächelte Reimann lieb und gewinnend und sprach: „Tja, dann ist die Sache ja eigentlich nicht gefährlich, dann leugnen Sie doch einfach die ganze Angelegenheit!“

Das Schlachtfest.

Bei einem Kompagniechef lief kürzlich — so wird in Reclams Universum erzählt — das folgende militärisch knapp gehaltene Urlaubsgeßuch ein: „Oberschütze X bittet zwei Tage Urlaub zum Schlachten seiner Eltern und Verwandten.“ Er wurde zwar wegen seiner blutdürstigen Absicht nicht bestraft, aber etwas tiefer in die Geheimnisse des Deutschen eingeweiht.